



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Bartsch, Karl: Ein Besuch bei Ferdinand Freiligrath.

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

den Independentimus gegen die Kirche eintraten, antwortete Heinrich v. Sybel in einer Weise, die wir deshalb nicht loben dürfen, weil sie aufs genaueste mit den hier gegebenen Ausführungen über diesen Punkt übereinstimmt. Schließlich mußte noch Herr Virchow durchdringen mit dem Zusatz, daß die Landeskirche bei der Besetzung der theologischen Professoren nicht mitwirken darf. Unglaublich, aber ganz Herr Virchow. Peto, quia absurdum est. Die theologischen Professoren sind für die Landeskirche, aber diese soll über ihre Bedürfnisse nicht gehört werden; sonst natürlich alle Welt. Wir hoffen, daß diese Ungeheuerlichkeit entweder im Herrenhaus beseitigt wird, oder daß in der Praxis die engste Interpretation herrschend wird, so daß man unter der ausgeschlossenen Mitwirkung nur die beschließende Mitwirkung versteht.

Am 6. Mai wurde in erster Lesung die Verlegung des preussischen Haushaltjahres und in zweiter Lesung das Ansiedelungsgesetz berathen, das eine vortreffliche Arbeit ist, uns aber hier bei seinem technischen Charakter nicht beschäftigen kann.

C — r.

Ein Besuch bei Ferdinand Freiligrath.

Von Karl Bartsch.

Es war am 15. September 1874. Auf dem Wege zur Philologenversammlung in Innsbruck begriffen, beschloß ich einen Tag in Stuttgart zu verweilen, um die nachgelassene Correspondenz von Franz Pfeiffer etwas durchzusehen und einen alten Freund, Dr. Wilhelm Wollmar, den fleißigen Mitarbeiter an der kritischen Schillerausgabe, nach Jahren wieder einmal zu begrüßen. Nach gegenseitigem Verfehlen kam er am andern Morgen in meinen Gasthof, und im Gespräche über sein Leben und seinen Umgang in Stuttgart nannte er Freiligrath unter seinen näheren Bekannten. Ich äußerte den Wunsch, den Dichter kennen zu lernen, und erfuhr, daß er seit ein paar Monaten nach Canstatt übergestedelt sei. So machte ich Wollmar den Vorschlag, um 12 Uhr mit mir nach Canstatt zu fahren, worauf er auch gern einging. Am Bahnhofe trafen wir uns wieder und eine Viertelstunde später stiegen wir in Canstatt aus. Nach eingenommenem Mittagessen suchten wir des Dichters Wohnung auf, hörten aber, er sei noch bei Tische, machten daher noch einen kleinen Spaziergang und kamen nach 2 Uhr wieder.

Wir wurden in den Salon geführt und gleich darauf trat Freiligrath ein. Eine kräftige, echt westfälische Erscheinung, weißes volles Haar, der Bart reich und zwischen Grau und weiß gemischt, sein Auge mild und freundlich,

„Mit hat“, sagte der Dichter nach einigen Begrüßungsworten zu mir, „viel von Ihnen ein junger amerikanischer Dichter erzählt, dessen Sie sich vielleicht noch erinnern: Humphreys.“

Ich erinnerte mich seiner recht wohl von einem längeren Aufenthalte in Nürnberg im Winter 1861/62. Er kehrte im Frühjahr 1862, durch den Krieg veranlaßt, nach Amerika zurück.

„Er trat“, fuhr Freiligrath fort, „in die südstaatliche Armee ein, und kam später mehrmals nach London, wo er mich wieder besuchte. Aber kaum hätte ich ihn wieder erkannt, so entsetzt sah er aus; er war von seiner Truppe abseits geschickt worden, um Wasser zu holen und wurde durch beide Backen geschossen. Sie wissen vielleicht, daß er bei Trübner in London eine kleine Sammlung von Gedichten, wenn ich nicht irre, unter dem Titel „Groß“ herausgegeben hat.“

Das war mir unbekannt, erwiderte ich, aber ich kann sie mir, da ich Trübner persönlich kenne, leicht verschaffen. Vieles hat mir Humphreys damals vorgelesen, unter anderem auch aus einem größeren erzählenden Gedichte im Stile von Byron's Child Harold, welches er als sein Hauptwerk zu betrachten schien.

„Das hat er nicht in jene Sammlung aufgenommen. Uebrigens machte es mir den Eindruck, als wenn er seine Bedeutung und Begabung sehr überschätze.“

Inzwischen war Freiligrath's Frau eingetreten, eine staatliche Erscheinung und noch sehr gut aussehend, das Haar blond und kaum erst hin und wieder ins Graue spielend.

„Da Sie länger in Nürnberg waren“, nahm Freiligrath das Gespräch wieder auf, „so kannten Sie wahrscheinlich auch den unglücklichen J. L. Hoffmann, der im Jahre 1865 mit seiner Frau in Spanien an der Cholera starb.“

Ich erwiderte, daß beide zu meinen ältesten und vertrautesten Nürnberger Freunden gezählt hätten.

Freiligrath erzählte, daß sie ihn mehrmals in London besucht hätten, zuletzt 1862, als sie aus Irland zurückkamen, und er habe ihnen damals zuerst die Trauernachricht von dem Tode Julius Hammer's, die sie noch nicht wußten, mitgetheilt. Er erging sich in dem Lobe des begabten und vielseitigen Mannes und seiner geistvollen Frau, und ich konnte nur aus vollem Herzen allem beistimmen; denn auch ich verdankte dem Umgange mit ihnen manche schöne und geistig angeregte Stunde, besonders in den Jahren 1855 — 58, die ich als Beamter des Germanischen Museums in Nürnberg verlebte.

Bei diesem Anlaß erzählte Freiligrath von einem gleichen traurigen Falle, der einen Maler Hartmann in Hamburg betroffen. Er kehrte mit seiner Frau aus Norwegen zurück. Vom Sturme beim Hineinfahren in die Elbe genöthigt

wieder nach Cuxhaven zu segeln, wurde er von der Cholera ergriffen, seine Frau vom Typhus, und nach wenigen Tagen waren beide todt. — Daran anknüpfend, sprach er von einem andern deutschen Maler seiner Bekanntschaft, der als Aquarellmaler großes Glück in London gemacht hatte. Er hieß Haag, und hatte in Fürth einen der englischen Prinzen kennen gelernt, der sich auf einer Wanderung verirrt hatte. Der Prinz fand Gefallen an ihm und forderte ihn auf, nach England zu kommen, wo er bald durch seine Empfehlung bei Hofe und in den Kreisen der höchsten Aristokratie reichlich zu thun fand.

„Er war früher ein rother Republikaner. Als ich 1848 zum ersten Mal wieder nach Deutschland zurückkehrte, weil jetzt meiner Rückkehr nichts mehr im Wege stand, hielt ich es doch für rätzlich mir einen preussischen Paß geben zu lassen, da man in Holland zuweilen auf Schwierigkeiten stieß. Die Gesandtschaft in London zeigte sich indessen etwas bedenklich, und das veranlaßte mich an Bunsen zu schreiben, es könne mir der Paß nicht verweigert werden, ich würde am andern Tage hinkommen und hoffte alsdann ihn bereit zu finden. Ich nahm Haag als Zeugen mit mir nach der Gesandtschaft, und erhielt auch von Bunsen den gewünschten Paß, den er mir mit diplomatisch sauer-süßer Miene einhändigte. Auch er hatte sich zu diesem Rendezvous einen Zeugen bestellt, den Gesandtschaftsattaché N., ein kleines Männchen, das in einem großen Fauteuil vergraben lag.“

Wir kamen dann auf die gegenwärtigen Literaturzustände in Deutschland zu sprechen.

Ich habe, sagte ich, mit großer Genugthuung die Abfertigung gelesen, die Sie kürzlich in der „Gegenwart“ Paul Lindau's Ernst Eckstein zu Theil werden ließen*). Ganz abgesehen von der sprachlichen Blöße, die er sich gab, indem er sein Original gar nicht verstand, verdiente er die Zurechtweisung auch des verkehrten Princip's wegen, das er vertritt. Als wenn dem Uebersetzer das Recht zustände, in dieser Weise sein Original zu verbessern.

In diesem Falle zu schlimmbessern, bemerkte Frau Freiligrath.

„Ich freute mich, daß ganz unabhängig von mir Gisbert Vincke gleichzeitig dasselbe äußerte“, sagte Freiligrath. „Mir kam es vor, wie die Contrasignatur eines Ministers.“

Die Schläge von den beiden Westfalen werden doch wohl etwas gewirkt haben, fügte seine Frau hinzu.

Freiligrath äußerte sich über den übermüthigen und pietätlosen Ton, der unter unsern jüngsten Schriftstellern in der Beurtheilung älterer Dichter herrscht. „Lesen Sie die Deutsche Dichtersalle?“ fragte er mich.

*) Eckstein hatte Longfellow's „Psalm of Life“ übersetzt und glaubte dem Dichter verschiedene Schiefeiten, falsche Bilder u. dgl. nachweisen zu können, die er in seiner Uebersetzung bessern zu müssen glaubte.

Ich sagte, daß ich sie manchmal auf dem Museum sähe, verheimlichte aber, daß ich auf Veranlassung des Herausgebers vor nicht langer Zeit auch einen Beitrag dazu geliefert hatte.

„Sehen Sie diesen“ (und er nannte den Namen eines der Kritiker dieses Blattes), „mit welcher Geringschätzung er von Männern wie Chamisso zc. spricht.“

Ich erwiderte, daß auch mir dieser Ton unserer jüngsten Dichtergeneration sehr wenig gefalle.

„Es ist der Ton, den Heine zuerst angeschlagen, und der hier nachklingt,“ bemerkte Freiligrath. „Auch der geistvolle Paul Lindau vermeidet ihn nicht immer ganz. Ich glaube, er hat sich schon manchen Gegner dadurch gemacht. Freilich, wer einmal seiner scharfen Kritik zum Opfer gefallen, wird zu seinen Gegnern zählen.“

Das Gespräch wandte sich auf den damals geplanten Dichtertag in Weimar.

Damit ist ja nichts geworden, bemerkte des Dichters Gattin.

Ich begreife gar nicht, sagte ich, was die Leute eigentlich damit wollen. Eine Dichterezunft kann sich doch nicht organisiren, um nach gemeinsamen Principien zu dichten und zu produziren.

Höchstens könnten die Verhältnisse der Autoren zu den Verlegern verhandelt werden, sagte Frau Freiligrath.

„Nun,“ bemerkte er, „darin würden sie alle einig sein, daß da noch manches zu wünschen übrig bleibt.“

Ihre Resolutionen würden freilich wenig helfen, wandte ich ein, denn jedes Autorenverhältniß trägt einen individuellen Charakter und kann nicht nach allgemeinen Regeln normirt werden. Die rechtliche Seite des Verhältnisses aber zu regeln wird schwerlich Aufgabe eines Dichtertages sein.

Eine kurze Pause des Gespräches benutzend, fragte ich Freiligrath: Ich weiß nicht, ob Ihnen meine in der Hildburghäuser Bibliothek ausländischer Classiker erschienene Uebersetzung von Robert Burns bekannt geworden ist:

„Gewiß,“ sagte er, und fügte nach einigen anerkennenden Worten Bemerkungen über die Burns-Uebersetzungen bei: „Kennen Sie die von Silbergleit?“

Ich bejahte es, und er fragte: „Ist der Name des Uebersetzers nicht ein pseudonym?“

Nein, erwiderte ich, ich kenne ihn persönlich, er war noch mein Lehrer auf dem Elisabethgymnasium in Breslau. Er hat auch von Véranger's Gedichten eine Auswahl in recht gelungener Uebersetzung geliefert.

„Da ist doch wohl die beste immer die von Chamisso und Gaudy,“ bemerkte Freiligrath. „Eine Auswahl von Burns zu geben, halte ich für das

beste, denn viele seiner Lieder haben doch einen zu persönlichen Charakter und sind ohne genaue Kenntniß seiner Biographie gar nicht verständlich."

Grade das aber, erwiderte ich, erhöht den Eindruck der Unmittelbarkeit.

"Sie haben übrigens ja wol auch nicht alles übersezt?" fragte er.

Ich erwiderte, daß ich die Lieder und Balladen vollständig und von den Gedichten eine Auswahl gegeben hätte.

"Kennen Sie Schottland?" fragte er, "und beson ers die Stätten, auf denen die Lieder von A. Burns sich bewegen?"

Ich verneinte es.

"Es ist rührend zu sehen," sagte er, "wie sein Andenken in seiner Heimat fortlebt, und selbst beim gemeinen Manne. Als ich die Gegend bereiste, traf ich einen Mann, bei dem ich mich nach dem Wege erkundigte. Als er hörte daß ich Burns nachginge, wurde er herzlich und freundlich; er gab mir, da es zu regnen drohte, seinen Regenschirm mit und sagte, ich könnte ihn ja bei Mrs * (einer damals noch lebenden jüngeren Schwester von Burns) abgeben. Diese lernte ich kennen und sie erzählte mir, daß der Dichter sie als Kind oft auf dem Schoße gehabt und ihr Märchen erzählt habe.

Er brachte eine Photographie von Burns' Geburtshause herbei. "Es ist im Innern und Außern noch ganz unverändert; auch das Kämmerlein, in welchem der Dichter geboren wurde. Auf Stichen sieht es meist stattlicher aus, weil es mit einer Umgebung von Bäumen drapirt ist; diese Abbildung giebt es ganz treu wieder."

Mit Rührung betrachtete ich die einsame ärmliche Bauernhütte.

"Burns und Walter Scott" fuhr Freiligrath fort, "sind die populärsten Namen in Schottland. Mein Kutscher wies mir mit der Peitsche alle die Stellen, die in der Lady of the Lake und in anderen schottischen Dichtungen vorkommen."

"Da ist mir kürzlich", fügte er hinzu, "der eigenthümliche Fall vorgekommen, daß ein englischer Uebersetzer meiner Gedichte, auch ein nach Burns übersezttes Gedicht, wie es scheint, für ein Original ansah und das aus dem Englischen verdeutschte Gedicht wieder ins Englische zurück übersezte. Es war mir ein Maßstab für die Treue meiner Uebersetzung. Das Gleiche begegnete mir mit einem Gedichte von Felicia Hemans, das ich übersezt hatte und das in Amerika wieder ins Englische übertragen wurde."

"Was ist Ihre Ansicht", fragte er, "von dem Uebersetzen Burns'scher Gedichte in deutschen Mundarten?"

Ich erwiderte, daß ich im Princip durchaus damit einverstanden sei.

"Ich bin es nicht", bemerkte er. "Jede unserer Mundarten trägt eine individuelle Färbung, die den Charakter des Volksstammes bezeichnet. Burns' Gedichte, von Corrodi ins Alemannische übersezt, erhalten dadurch eine ale-

mannische Färbung. Nur unsere Schriftsprache ist das allgemeine Medium, welches uns ohne solche individuelle Färbung einen Dichter wie Burns vermitteln kann.“

Ich konnte nicht umhin, in diesem Punkte ihm beizupflichten, und bemerkte nur, daß doch vielleicht unter allen unsern Dialekten das Niedersächsische am meisten ein Anrecht daran haben dürfte, Burns im Dialekte wiederzugeben, da hier auch eine wirkliche Stammesverwandtschaft vorliege. Ich führte dabei das Beispiel einer theilweisen Uebertragung Burns'scher Lieder (nach meiner Uebersetzung) in die mecklenburgische Mundart an.*)

Freiligrath knüpfte hieran Bemerkungen über den sächsischen Typus der schottischen Bevölkerung, in welchem noch deutlich die deutsche Abstammung hervortrete.

Dann lenkte sich das Gespräch auf die Form der Burns'schen Lieder.

„Ist Ihnen“, fragte er mich, „ein Aufsatz von mir zu Gesichte gekommen, den ich im Athenäum, ich denke im Jahre 1866 veröffentlicht habe? Ich habe dort den Zusammenhang nachzuweisen versucht, welcher zwischen einer Lieblingsstrophe von Burns — Sie wissen, die in dem Gedichte „An eine Maus“, „An ein Maßlieb“ und in so vielen andern begegnet — und einer der ältesten Strophenformen der Troubadourpoesie besteht. Der älteste Troubadour, Graf Wilhelm von Poitiers, hat sie genau ebenso in mehreren seiner Lieder. Hier muß ein Zusammenhang bestehen, und ich denke mir ihn so, daß diejenigen schottischen Dichter, bei denen jene Strophe zuerst vorkommt, Dunbar und Sir Richard Mattland, die beide als junge Männer in Frankreich waren, dort mit der altprovenzalischen Poesie bekannt wurden und aus ihr jene Strophenform entnahmen.“

Mir war jener Aufsatz völlig unbekannt geblieben, wie umgekehrt Freiligrath eine von mir verfaßte kleine Abhandlung in dem Jahrbuche für romanische und englische Literatur (Bd. XII, S. 1 ff.), welche wenige Jahre nachher (1869) in ganz gleicher Weise auf die Uebereinstimmung der schottischen und provenzalischen Strophenform hingewiesen hatte. Ich habe dort, fügte ich hinzu, das Vorkommen dieser Form auch im Altfranzösischen und in der lateinischen Vagantenpoesie des Mittelalters dargethan. Freilich bezüglich der Herkunft und des Zusammenhanges bin ich anderer Ansicht. Ich halte die Strophenform für eine altvolkstümliche bei den Kelten, und daraus erkläre ich

*) Hieruntwintig schöne Lere von Robert Burns'n, denn'n Schottländer. Noah Coarl Bartschen to Roshtock sien hochdütsch Dewersetzung in't Mäkelbörg'sch Plattdütsch öwerdroagen von Berndin Prinz'n, Melkenmeierin to Dannenau. Leipzig 1869. 12. — Ungleich besser sind die unmittelbar nach dem Original gemachten Uebertragungen (ebenfalls in mecklenburgischer Mundart) von Karl Eggers in Bremen. Plattdeutsche Dichtungen in Mecklenburger Mundart von Friedrich und Karl Eggers. Breslau 1875. 8.

mir ihr Vorkommen auf gallischem wie auf schottischem Boden. Die Gleichheit der Form fiel mir schon vor mehr als zwanzig Jahren auf, als ich zuerst mit den Troubadours und mit Burns bekannt wurde. Ein Zufall kann die Uebereinstimmung unmöglich sein; und so glaube ich, daß eine zweite bei dem ältesten Troubadour gleichfalls wiederholt vorkommende Versform auf keltischen Ursprung zurückzuführen ist.

Es war inzwischen Zeit geworden, an den Ausbruch zu denken. Ich schied von Freiligrath in der Hoffnung, daß der rüstige, geistig wie körperlich frische Mann uns noch eine lange Reihe von Jahren erhalten bliebe. — Selten ist mir in dem Kreise der Dichter und Schriftsteller ein Mann von seiner Bedeutung und von so gefeiertem Namen begegnet, der so durch und durch schlicht und natürlich, von jeder Autoreneitelkeit frei sich gegeben hätte.

Der in unserer Unterhaltung zuletzt berührte Punkt war auch der Anlaß zu dem einzigen Briefe, den ich von Freiligrath empfang. Er übersandte mir die Nummer des Athenäums, in welchem der betreffende Aufsatz von ihm stand, und schrieb dazu:

„Canstatt, 24. October 1875.

Hochverehrtester Herr!

Als Sie mir im Spätsommer des verflossenen Jahres die Ehre Ihres Besuches zu Theil werden ließen, gedachten wir in flüchtiger Unterhaltung auch des merkwürdigen Umstandes, daß jene eigenthümliche, von Burns, und vor ihm von andern schottischen Dichtern, mit besondere Vorliebe angebaute sechsversige Strophe, auf die provenzalischen Sänger des Mittelalters, namentlich auf Guillem von Poitiers, zurückgeführt werden muß, — daß sie, wenn ich so sagen darf, ein, Gott mag wissen wie und wann, auf schottischen Haidegrund verwehelter südfranzösischer Nebenschöß ist. Ich sagte Ihnen bei der Gelegenheit, daß ich den Gegenstand bereits vor Jahren (im Sommer 1866) im Londoner Athenaeum erörtert, und erfuhr dagegen von Ihnen; daß Sie — später als ich, aber unabhängig von mir — die gleiche Entdeckung gemacht und darüber in einem deutschen Fachblatte, (in welchem, ist mir nicht mehr erinnerlich), berichtet hätten. Es war gleich damals mein Wunsch, Ihnen, dem bewährten Kenner beider Literaturen, der provenzalischen wie der schottischen, meinen Ihnen fremdgebliebenen Aufsatz mitzutheilen; die Unordnung jedoch, in welcher meine Bücher und Papiere auf dem Fußboden meiner Studierstube umherlagen, ich war eben von Stuttgart hierher gezogen, ließ mich derzeit das Blatt nicht finden. Jetzt ist mir endlich wieder ein Exemplar der betreffenden Nummer (Athenaeum, Nr. 2018, Juni 30, 1866) in die Hände gefallen, und ich erlaube mir, Ihnen dasselbe hierbei unter besonderm Streifband mit den freundlichsten Grüßen zu überreichen. Der Rücksendung

bedarf es nicht. Vielleicht hätten Sie aber die große Güte, mich mit einer Zeile zu benachrichtigen, wo ich Ihren Artikel über den provenzalischen Ursprung der Strophe finden kann.

In herzlichster Verehrung aufrichtig ergeben

J. Freiligrath."

Literatur.

Aus dem Leben des Generals Oldwig von Naßmer. Ein Beitrag zur preussischen Geschichte von G. E. v. Naßmer. Erster Theil. Berlin, 1876. Verlag von E. S. Mittler u. Sohn.

Von höchster Bedeutung für die Geschichte sind die Memoiren hochgestellter Männer. Aber nicht alle Memoirenwerke der letzten Jahre sind ohne Vorsicht zu gebrauchen, da die Verfasser dabei zuweilen den Zweck verfolgen, ihre Person bedeutender erscheinen zu lassen, als sie in Wahrheit ist, häufig auch Parteilichkeit oder Animosität gegen die oder jene Persönlichkeit in die Feder geflossen ist. Dieß ist in dem vorliegenden nach Briefen und Tagebüchern bearbeiteten Werke nicht der Fall. Wir haben es hier mit einem Manne zu thun, der nicht nur durch seine Stellung in den Stand gesetzt war, die bedeutendsten Dinge in nächster Nähe zu sehen, sondern auch anspruchlos und wahrheitsliebend über das, was er erfahren und erlebt, berichtete. v. Naßmer hat namentlich in den Befreiungskriegen wiederholt wichtige Aufträge erhalten und ausgeführt, und so liegt das Interesse des Buches vorzüglich in jener Zeit. Es verbreitet u. A. Licht über die Stellung Friedrich Wilhelm's zu York nach dessen Capitulation, über den Inhalt der Botschaft, die v. Naßmer im Januar 1813 an den Kaiser Alexander zu überbringen hatte, und somit auch darüber, daß der König schon am 5. Januar jenes Entscheidungsjahres endgültig entschlossen war, den Kampf gegen Napoleon zu wagen. Ferner erfahren wir hier von einem Offizier, der während der Schlacht bei Bautzen mit den wichtigsten Botschaften hin und her gegangen war, wie Blücher und Gneisenau dort ihre durch Barclay's Rückzug gefährdete Lage beurtheilten, was sie darüber dem höchsten Heerbefehle melden ließen, in welcher Weise der Entschluß herbeigeführt wurde, den weiteren Kampf aufzugeben, und wie weit die beiden Generale von dem abgeschmackten Benehmen entfernt waren, das ihnen Müßling in seinen Erinnerungen beimißt. Eine dritte nicht unwichtige Mittheilung ist die, daß der Kaiser von Rußland noch am